

Leseprobe aus:

Mark Werner

Knautschzone



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

HALLOOO!

Die Woge von Hingabe und Verehrung rollte aus dem Zuschauerraum heran wie eine fette, schwitzende Geliebte. Ein tausendstimmiger Chor rief seinen Namen, immer und immer wieder. Die Halle bebte. Jedes einzelne Härchen auf seiner Haut vibrierte. Er warf sich in diesen Tornado der Moleküle, fühlte sie auf sein Gesicht prasseln, durch sämtliche Poren dringen. Mit ausgebreiteten Armen, den Kopf in den Nacken geworfen, empfing er sie, die Liebe der Massen. Er wurde eins mit den Menschen im Dunkel. Er, die Lichtgestalt. Der Star. Der Rockstar. Henny Hinkelberch!

«Herr Hinkelberch! Hallooo!»

«Was?» Henny fuhr zusammen. Die Anmahnung, die er gerade erst ausgedrückt hatte, flatterte vom Schreibtisch. Sie streifte den Papierkorb und landete auf den zerknautschten Wildlederslappern von Keppler. Der Fachbereichsleiter verzog sein Marmeladengesicht und hob die kurzen Arme. Eine Geste, die Verzweiflung und Ärger ausdrücken sollte.

«Die Schützenbruderschaft hat den Rückbau des Festzelts für Mittwoch geplant. So lange nehmen die natürlich den REWE-Parkplatz in Beschlag.»

«Ich weiß.»

«Schön, dass Sie das wissen, Herr Hinkelberch. Die Typen von der Filialleitung tun aber so, als wüssten sie von nichts. Die machen den Molli mit uns!»

«Herr Keppler –»

«Aber nicht mit mir. Die Schützenbruderschaft ist quasi

Lichtenberg und ich ... also wir sind hier die Regierung oder anders: der Arm, der verlängerte! Ich will das effizient handhaben, Herr Hinkelberch. Die kriegen eine Anmahnung! Keine Fisimatenten mehr. Einmal gewarnt und keine Reaktion – ruck, zuck wird geschossen. Sind eh alles Lumpen. Wissen Sie, was bei denen die Bananen kosten? Ach, hören Sie mir auf!» Er schnitt mit der Hand ein Ausrufezeichen in die Luft. «Wo ist sie? Die Anmahnung?»

Henny lehnte sich zurück. Draußen im Vorzimmer mischte sich das Tack-Tack-Tack von Frau Windraths Tastatur mit ihrem leisen Gemurmel, das jedes geschriebene Wort begleitete.

Henny wies unschuldig auf das Schreiben zu Keplers Füßen. «Bitte sehr!»

«Witzig.» Kepler bückte sich ächzend. Dabei rutschte sein Jeanshemd aus der Hose.

Henny wandte rechtzeitig den Blick ab, bevor sich das Bild der käseweißen Hautfalte über Keplers Hosenbund auf immer in seine Netzhaut brennen konnte.

Pffft ...

Mit einem unterdrückten Rülpsler richtete sich der Fachbereichsleiter wieder auf. Sein Körper war ständig mit solchen Entlüftungsvorgängen beschäftigt. Das ganze Rathaus war voller Pffft-Menschen. Die meisten schoben es aufs Kantinenessen. Henny wusste es besser: Das waren Frustfürze und Regressionsrülpsler.

Kepler überflog das Schreiben.

Henny lächelte entschuldigend. «Wollte ich Ihnen vor einer Sekunde in die Ablage legen.»

«Schönes Wochenende.» Kepler bedachte ihn mit einem finsternen Blick und marschierte aus dem Büro. «Frau Windrath, das muss noch raus.»

«Ebenso! Grüßen Sie Ihre Frau!», rief Henny hinter ihm her. Er rollte erleichtert die Zeitschrift auf seinem Schoß zusammen und stopfte sie in die olivgrüne Leinentasche. Eins zu null Hin-

kelberch. Keppler hatte nicht gesehen, dass Henny in seinen Wachphasen einen Artikel im Rolling Stone studiert hatte: Die besten Platten der goer. Ebenso wenig hatte sein Chef die rote Rufumleitungsanzeige seiner Telefonanlage bemerkt. Keppler hasste es, wenn seine Leute während der Kernzeiten nicht erreichbar waren. Und Henny hasste es, während der Kernzeiten erreichbar zu sein. Vor allem freitagnachmittags, wenn der Drops in der Gemeindeverwaltung Lichtenberg so gut wie gelutscht war.

Er arbeitete in einem Neun-Quadratmeter-Verlies mit grau-blauem Linoleumboden und Aussicht auf die Dienstparkplätze. Wenn die achte Stunde nahte und die Wände immer näher zu rücken schienen, zählte Henny manchmal die abgestellten Autos.

Frau Windrath steckte ihren Kopf ins Büro. Tonnen von Haarspray und ein Unterbau aus körpereigenen Fetten formten ihre Frisur zu einem gigantischen Legionärshelm. Der Raum wirkte durch den rostbraunen Riesenkopf im Türrahmen noch winziger.

«Und, sieht man Sie mit der Band auf dem Schützenfest?»

Auf ihren Wangen lag ein rosafarbener Hauch. In Frau Windraths Adern floss Groupieblut. Das machte sie sympathisch. Das war allerdings noch lange kein Grund, die Zwischentür unnötig offen stehen zu lassen. Frau Windrath hatte die Angewohnheit, alles zu kommentieren, was sie tat. Wirklich alles. Jeden Handgriff. Und nicht nur das – auch jeden Gedanken, der zu einem Handgriff führte. Das konnte einen Menschen in den Suizid treiben oder hinter den Bahnhof, um eine illegale Handfeuerwaffe zu erstehen.

Nahm Frau Windrath einen Tacker, so murmelte sie: «So, der Tacker, ja ...» Tackerte sie damit zwei Blätter zusammen, teilte sie das dem leeren Vorzimmer ebenfalls mit: «Schön zusammen ... tackern. So, fertig. Haben wir das auch.» Mutterseelenallein, in einer sinkenden Nusschale, inmitten des Pazi-

fiks, würde sie immer noch mit sich selbst reden: «So, hier die Rettungsweste ... schön die Arme durch, ja ... mh, jetzt das Köpfchen ... prima, fertig! Aha, ein Loch. Sind wir zerfetzt, was?! Soso ... Na, dann ersaufen wir mal.»

Sei nicht so ein Arsch, schalt Henny sich. Wenigstens die Fans vor Ort solltest du dir warmhalten. «Waren Sie in den letzten zehn Jahren jemals auf dem Schützenfest und haben uns nicht gesehen, Frau Windrath?» Er schenkte ihr sein Schlagersänger-Lächeln, das er für die Ü-50-Fraktion der Lichtenberger Damenwelt eingübt hatte.

«Also, eine Kirmes ohne die YoYo Men geht ja gar nicht.» Sie war Ü-40, kicherte aber U-20.

«Eben.» Henny zog die Schreibtischschublade auf und reichte ihr eine der Bandpostkarten, die Philipp seinerzeit hatte drucken lassen. «Kleine Erinnerungshilfe.»

«Ach, danke, das ist ja stark!»

Sie benutzte gerne Achtziger-Jahre-Adjektive wie «stark» oder «ätzend». Ab fünf Uhr war sie meistens «fix und foxi», und wenn sie mit ihrem Kantineblett zu einem vollbesetzten Kollegentisch kam, zwinkerte sie: «Stück mal 'n Rück!» Im Sekretariat des Schul- und Kulturamts hatte man den Anschluss an die Moderne schon lange verloren. Mit einer Ausnahme.

Henny war seit rund zehn Jahren Verwaltungsfachangestellte der Gemeinde Lichtenberg. Aber wenn jemand am Puls der Zeit horchte, ja, selbst dieser Puls der Zeit war, dann Henny Hinkelberch. Von seiner Band konnte er das leider nicht behaupten. Die YoYo Men waren musikalisch weder Neutöner noch Traditionalisten – sie waren Bier trinkende Unverbesserliche. Damit hatte Henny leben gelernt.

Die Karte schmückte vorn ein Foto der Band, auf der Rückseite waren Bandinfos und Platz für einen Adressaufkleber. Darauf druckten sie jeweils die Daten fürs anstehende Konzert. Aktuell klebte dort:

120 Jahre Schützenbruderschaft Lichtenberg
Jubiläumskirmes mit Konzert der besten Band der Welt:

YOYO MEN!

Wann? Samstag, 04. September um 16 Uhr.

Wo? Marktplatz Lichtenberg (vor REWE).

Eintritt frei!

«So, noch die Post in die Post ...» Bereits ganz ins Selbstgespräch vertieft, trollte sich Frau Windrath an ihren Schreibtisch. «Und dann wartet auch schon der Feierabend. Schön, schön ...»

Henny sparte sich die Mühe, aufzustehen und die Tür hinter ihr zu schließen. Der Feierabend wartete tatsächlich.

Sein Blick fiel auf den Stapel Bandkarten in seiner Schublade. Das Foto war mittlerweile sieben Jahre alt. Ein ganz in Sepia gehaltener Schnappschuss, was Anfang des neuen Jahrtausends so cool war wie Frau Windraths Ausdrücke in den Achtzigern. Henny nahm die oberste Karte, knipste die Schreibtischlampe an und studierte kritisch die Bilddetails: Die schulterlangen schwarzen Locken waren inzwischen einem männlicheren Kurzhaarschnitt gewichen. Um die dünnen Beine seines Foto-Ichs schlotterte eine olivgrüne Armyhose, die Lederjacke mit dem hochgestellten Kragen betonte den schmalen Oberkörper. Henny blickte versonnen an sich hinab und stutzte.

Hatte er keinen Gürtel an? Stülpte sich sein Hemd über die Anzughose? Oder verdeckte tatsächlich ein zart gewölbtes Bäuchlein seinen Hosenbund? Er atmete tief ein und hielt die Luft an. Die Gürtelschnalle tauchte auf. Verdammt.

YoYo Men are Heiko «Hondo» Oberweider (guitar),
Philipp Blasberg (bass), Stefan «Stoffel» Felster (keyb & vocals)
and Hendrik «Henny» Hinkelberch (drumms & lead vocals)

Wochenlang hatte Henny sich aufgeregt, nachdem er auf den Flyern die dämliche Abkürzung *keyb* für Keyboard entdeckt hatte und *drumms* mit zwei *m*. Laut Philipp waren das Fehler der Druckerei, Schludereien, für die er einen Preisnachlass von fünfzig Prozent ausgehandelt habe. Henny war der Preis völlig wurscht, er hatte verlangt, die fünftausend Karten müssten augenblicklich vernichtet werden. Aber die anderen hatten ihn überzeugt, dass das angesichts der Druckkosten keine Alternative war und die meisten ihrer Zuschauer das sowieso nicht merkten. Sie benutzten die Flyer mit der Sonderschul-Untertitelung also weiter, bis sie irgendwann in hoffentlich nicht allzu ferner Zukunft aufgebraucht sein würden.

«Haben Sie die Rufumleitung drin?», rief Frau Windrath von draußen.

«Äh, ja, gerade gedrückt», log Henny. «Will Herr Keppler heute länger machen, oder was?»

Der Legionärshelm lugte herein. «Der ist durch die Tür. Aber ich habe Ihre Mutter in der Leitung.»

«Sagen Sie ihr doch, ich wär vor einer Sekunde ...» Henny brach seinen Notlügen-Steilpass angesichts der vorwurfsvollen Miene von Frau Windrath ab. «Schon bereit!»

Er drückte auf einen Knopf seiner Telefonanlage, und das rote Lämpchen erlosch. Frau Windraths Helm verschwand wieder, und eine Sekunde später klingelte sein Apparat.

«Mama?»

«Dein Handy ist ausgeschaltet! Und die Büronummer geht nicht, da kommt immer so eine Mönchsmusik. Du bist un-erreich-bar, den ganzen Tag! Wenn ich nicht die Durchwahl von Frau Windrath gefund-»

«Mama!»

Henny erklärte, dass sein Handy natürlich ausgeschaltet sei. Er sei im Büro, um zu arbeiten und nicht um privat zu telefonieren. Er sei Verwaltungsfachangestellter im Dienste der Lichten-

berger Menschheit und nicht zur Verschleuderung kommunaler menschlicher Ressourcen vor Ort an seinem Schreibtisch. Schließlich habe er nicht nur sein eigenes Leben zu verwalten, sondern auch noch das von knapp 23 000 anderen Bürgern. Während dieses Vortrags, der weder ihn selbst noch seine Mutter überzeugte, kontrollierte Henny sein Handy. Er stellte es normalerweise nicht einmal zum Schlafen aus. Aber seine Mutter hatte recht: Das Display war schwarz, ließ sich auch nicht einschalten. Akku leer. Die Rufumleitung legte er grundsätzlich auf den Apparat von Herrn Fiesebusch, dem IT-Techniker. Der wiederum baute grundsätzlich entweder Überstunden ab oder war gerade auf einem Außentermin. Weil aber Fiesebusch seine Rufumleitung auf den Apparat eines nicht besetzten Nebenraums legte, führte sie jeden Anrufer in eine virtuelle Endlosschleife, untermalt von gregorianischen Gesängen.

Henny kannte bei alledem kein schlechtes Gewissen. Die Verwaltung der Gemeinde Lichtenberg unter der Herrschaft von Bürgermeister Friedjolf Meer konnte als eine der effizientesten des Landes gelten und widersprach sämtlichen altbackenen Behördenklischees. Nur jemand, der diesen gutgeölten Betrieb nicht kannte oder geringschätzte, konnte das leugnen. Jemand wie Fiesebusch – oder Henny. Der war in seinem Leben mit so vielen miesen Beamtenwitzen konfrontiert worden, dass er es nur fair fand, einige davon Realität werden zu lassen. Dabei war er selbst nicht mal verbeamtet.

«Kommst du morgen mit Alexa zum Essen?»

«Mama, morgen ist –»

«Papa würde sich so freuen.»

«Morgen ist Kirmes.» Keine Reaktion am anderen Ende.

«Unser Konzert!»

«Tretet ihr immer noch auf?» Seine Mutter hatte ein unglaubliches Talent, mindestens drei Bedeutungsebenen in einen Satz zu legen. Einfach, indem sie ihre Stimme beim «immer» leicht anhub. Immer noch?

«Wie, immer noch? Sind wir so mies? Oder zu schwach, um die Instrumente aufzubauen? Oder zu alt? Wir sind noch nicht sechzig, Mama.»

«Einunddreißig ist aber auch nicht einundzwanzig.»

«Ja, und da darf man keine Musik mehr machen, mit einunddreißig, oder was? Ganz nebenbei: Hondo ist erst neunundzwanzig.»

«Und Stoffel fast vierzig!»

Mit der Altersdiskussion traf sie seinen wunden Punkt.

«Außerdem legen wir gerade erst richtig los mit unseren eigenen Sachen. Was, wenn ich dir sage, dass ich gerade an einem Plattendeal –»

«Sagen wir um halb eins?»

«Und dass wir möglicherweise im Herbst schon in Los Angeles –»

«Gibt Hühnerfrikassee.»

«Hörst du mir eigentlich zu?»

«Hast du ja gesagt?»

Er musste aus der Nummer raus, bevor sie auf Stufe zwei schaltete. «Alexa ist das bestimmt auch zu eng mit mittags. Die soll mit der Micha noch vorm Auftritt im Proberaum unsere Aufsteller in den Kombi packen, und danach möchte sie –»

«Macht ruhig, wie ihr wollt.» Jetzt hatte sie doch auf Stufe zwei geschaltet: die unfaire Mischung aus nachgiebig und traurig! Eingeleitet durch ihren berüchtigten Stimmungswechsel, den er wie immer nicht hatte kommen hören.

«Ihr überlebt schließlich auch sonst ohne uns. Wir sehen uns bestimmt abends im Festzelt ...» Die letzten Worte seiner Mutter klangen nach Friedhofskapelle.

Die nun folgende Stille visualisierte Henny sich als bittertrauriges Lächeln. Als ob er das nicht durchschaute, nach einunddreißig Jahren. Ein leiser Seufzer drang an sein Ohr. Einleitung von Stufe drei.

«Also, dann ...»

Auf die Tränendrüsennummer hatte er jetzt gar keine Lust. Wirklich nicht! So simpel ließ er sich nicht weichklopfen, diesmal nicht. Wieder ein kaum hörbarer Seufzer. Der Sterbegefang einer verratenen Mutter. Nein, diesmal nicht.

«Ja ... dann, mein Lieber ...» Verhaltenes Seufzen.

Henny seufzte weniger verhalten. «Okay, halb eins. Ich muss aber noch mal mit Alexa gegenchecken.»

«Also wenn ich nichts mehr höre ... Prima. Bis dann!»

Wiederherstellung der Basisstufe. Entwarnung.

«Jau. Bis dann!» Er legte auf.

Scheiße. Das Mittagessen passte absolut nicht in seinen Zeitplan. Sie mussten am Konzerttag die Bühne aufbauen, als Nächstes kam der Soundcheck, dann das Licht. Während dieser Arbeiten stolperten minderjährige Kirmesgroupies über ihre Kabel, und muskulöse Schausteller verstellten mit Baby-ich-zeig-dir-hinterm-Autoscooter-die-Welt-Grinsen und Armen voller Jugendknast-Tattoos die Transportwege mit Karussell-Absperrgittern. Es war jedes Jahr derselbe Stress.

«Erfolgreiche Abschlussprobe, Herr Hinkelberch! Bis morgen!» Frau Windraths Hand winkte mit einem Schlüsselbund ins Zimmer.

Henny sprang auf. Die Probe! Er brauchte mindestens eine halbe Stunde, um sich aus dem Anzug zu schälen, mit Alexa Abendbrot zu essen und zum Proberaum zu radeln. Mit anderen Worten: Sein Abendbrot fiel ebenso sicher aus, wie er zu spät kommen würde.

Henny Hinkelberch hatte in diesem Augenblick nicht die geringste Ahnung, dass dies ein äußerst harmloses Problem war im Vergleich mit dem, was ihm noch bevorstand. Sein Leben sollte eine entscheidende Wendung nehmen. Und das bereits vor dem Autounfall in weniger als anderthalb Stunden ...

STALIN UND UND

Henny nestelte am Krawattenknoten. Seine erste Amtshandlung zum Feierabend war stets: den Schlips bereits im Hausflur lockern, ihn beim Reingehen so weit aufziehen, dass das schmale Ende nicht durchflutschte, und runter mit der Streberschleuder.

Er hasste seine Krawatten mindestens so sehr wie die grauen Anzüge («Anthrazit, Henny! Und von Boss. In Papas Autohaus haben alle Boss-Anzüge an. Nur die beschweren sich nicht drüber, die finden's geil.» – «Deshalb bin ich kein Autoverkäufer geworden.» – «Ich weiß auch nicht, ob dich Papa eingestellt hätte, mit deinem Klamottengeschmack.» – «Dein Vater hätte mich auch nicht eingestellt, wenn ich Boss hieße und mein Vater Hugo.» – «Doch, dann bestimmt.» In Kleiderfragen hatte Alexa immer das letzte Wort). Doch noch mehr als Hugo Boss hasste er seinen Boss, Friedjolf Meer. Schließlich war es der Bürgermeister, der seine männlichen Angestellten in diese Kluft zwang, «zum Dienste am Bürger und zur positiveren Wahrnehmung unser aller Verwaltung in der Öffentlichkeit».

Henny atmete auf. Der Verwaltungsmensch war gleich ausgestanden, wenigstens fürs Wochenende. Zwo Komma drei Tage würde er das tragen, was Alexas Vater an Heiligabend vor drei Jahren spöttisch Hennys zweite Haut genannt hatte: Jeans, Cowboystiefel und eine schwarze Lederjacke mit blanken Kragenecken sowie einem muschelförmigen Fleckenrand auf dem rechten Ärmel, dessen Herkunft nur Henny und Philipp kannten. Philipp hatte geschworen, für immer darüber zu schweigen.

Er polterte durchs frischrenovierte Treppenhaus, schnüffelte und grinste. Nichts. Nicht die Spur jenes Katzengestanks, der sonst je nach Wetterlage bis ins Erdgeschoss vordrang. Alexas Katze hatte ein Drüsenproblem. Henny hasste das Viech von ganzem Herzen. Die Katze spürte das, wälzte sich rachsüchtig in seinen Klamotten oder sprang ihm dauernd auf den Schoß, wenn er nicht damit rechnete. Natürlich hatte Günther Selzarm ihm diese stinkende Laus in den Pelz gesetzt. Seit zwei Wochen jedoch dünstete im Treppenhaus eine Wandfarbe aus, die jeglichen Katzengestank überdeckte. Hennys kleiner Triumph über Alexas Vater, diesen Besserwisser und Dummschwätzer. Er hätte niemals auch nur eine Sekunde vor Ablauf sämtlicher Fristen auf die Beschwerde eines Mieters reagiert. Erst recht nicht, wenn dieser Mieter Henny war. Meckerte allerdings sein Töchterchen über die schrecklichen «Nachkriegstapeten in Bombentrichtergrau», dann handelte Günther Selzarm sofort. Dabei hätte er allein anhand der Wortwahl merken müssen, dass sein Schwiegersohn in spe dahintersteckte.

Alexas Vater war eine große Nummer in Lichtenberg. Ihm gehörte das Autohaus Selzarm. Sieben Jahre zuvor hatte Henny mit seiner Band dort einen Gig zum Firmenjubiläum gespielt. Alexa stand in der ersten Reihe. Sie trug zum Jeansrock ein maskulines Feinripp-Unterhemd ohne BH. Ein Rockertraum. Er hatte sich noch vor der Zugabe in sie verknallt. Wochen später verriet sie ihm, dass das kein Zufall war – sie hatte es so geplant: «Frauen wissen, was Männer wollen. Knick-knack.»

Seit mittlerweile drei Jahren lebte er mit Alexa mietfrei in einer 120-Quadratmeter-Geldanlage von Vater Selzarm, sie zahlten lediglich Strom und Wasser. Kein Wunder, dass Henny sich in Günther Selzarms Gegenwart immer schuldig fühlte.

Eigentlich hatte er das alles nicht gewollt, zumindest nicht so schnell. Ihm waren jedoch keine schlüssigen Argumente gegen eine gemeinsame Wohnung eingefallen – erst recht nicht gegen eine, die so gut wie umsonst war. Dass es spießig war,

sich die Wohnung vom Schwiegervater in spe kaufen zu lassen, ließen nicht einmal seine Bandkumpels gelten. Im Gegenteil: Die drei hatten volles Verständnis, hielten es für einen perfekten Deal. Zumal Alexa «auch optisch» (Zitat Hondo) und «irgendwie kumpelmäßig» (Zitat Stoffel) als Volltreffer galt. Das unterschrieb Henny sofort, er fand aber dennoch, dem Weltbild seiner Mitmusiker fehle es an der gewissen Leidenschaft, die fürs Rebellentum grundlegend sei. Womit er ihren großen Traum vom Rockstarleben in Los Angeles meinte. Bei diesen Überlegungen musste Henny natürlich seinen eigenen, nicht eben glamourösen Beruf ausblenden. Ebenso wie die Charaktereigenschaften, deren es bedurfte, um ihn zehn Jahre lang auszuüben und trotzdem noch an ein ruhmreiches Leben danach zu glauben.

Henny schloss die Wohnungstür auf und prallte sofort zurück. Alexa stand vor ihm. Sie trug eine elegante schwarze Bluse, dazu einen ihrer grauen Büroröcke. Komisch. So ein Outfit zog sie normalerweise nur zur Arbeit an oder wenn ihr Vater sie zum Edelgriechen einlud (in Lichtenberg war tatsächlich der Grieche edel, nicht der Italiener – wobei natürlich weder der eine noch der andere echte Landesküche kochte). Allerdings waren Alexas Kleider eigentlich nie so zerknittert wie jetzt gerade.

«Ich hab versucht, dich zu erreichen.»

Alexas Stimme klang unterkühlt. Ihre ruhelosen blauen Augen und die blassen zusammengepressten Lippen passten zum Tonfall. Die Wangen dagegen glühten förmlich. Braune Haarsträhnen klebten verschwitzt an ihrer Stirn, als habe sie bäuchlings auf dem Sofa gelegen und in ein Kissen geheult. Die ganze Erscheinung war ein ein Meter einundsiebzig großes, pilatesgestähltes Warnsignal, aber das fiel Henny erst auf, als es zu spät war. Er war viel zu sehr mit der bevorstehenden Probe und ihrem Konzert beschäftigt.

«Meine Mutter hat's auch dauernd probiert.» Er warf seine Tasche an ihr vorbei in den Flur und fummelte am Krawattenknoten. «Irgendwie war die Rufumleitung drin. Und mein Handy –»

«Ich wollte dir was sagen. Ich –»

«Schick, aber zerknüsel.» Er deutete auf ihre Bluse. Als er sich an ihr vorbeidrücken wollte, versperrte sie ihm den Weg.

«Ich hab auf dem Sofa ... Und ich wollte gerade ... Henny, ich –»

«Schon gegessen? Ich bin spät dran. Muss zur Probe.» Er versuchte, die Krawatte über den Kopf zu ziehen. An der Stirn kam er nicht weiter. Konnte man am Schädel dicker werden?

Alexa war die ganze Zeit wie einbetoniert im Eingang stehen geblieben.

«Henny, ich bin schwanger.»

Es gibt diese Momente im Leben ... zum Beispiel während der Schulzeit: Ein Schüler wird völlig unvorbereitet nach vorn gerufen. Unvorbereitet auf die Situation, auf die Aufgabe – vor allem aber auf die Lösung. Kalter Schweiß bricht bei ihm aus, sein Herz beginnt zu rasen, die Wahrnehmung verengt sich. Wie im Tunnel sieht er die mitfühlenden Gesichter der Schüler auf den Plätzen links und rechts von ihm. Und am Ende dieses Tunnels, vorn an der Tafel, glitzern boshaft die Augen der Mathelehrerin. Sie verschränkt die Arme, ein sadistisch gekrümmter Zeigefinger zuckt voller Vorfreude in ihrer Armbeuge. Hänsel, komm ins Knusperhaus!

Er tappt nach vorne, ist viel zu schnell am Ziel angekommen. Auf der Tafel verschwimmen die Zahlen- und Zeichengebilde. Gleichzeitig nimmt er jeden einzelnen Kreidepartikel wie unterm Mikroskop wahr: eine Wüstenlandschaft aus Trillionen von aneinandergereihten weißen Kreidekörnern. Verwerfungen, Dünen, bleiche Straßen auf algengrünem Grund. Die boshaften Sticheleien der Lehrerin verhallen, bevor sie das Ohr des

Schülers erreichen, ebenso das Zischen der Mitschüler. Es nützt nichts: Die Zahlen, Lösungswege und Hilfestellungen dringen nicht mehr zur armen Kreatur dort vorn, auf seiner einsamen Insel an der Tafel.

Er tastet sich durch einen wattierten Albtraum. Die Welt ist ein Kokon – und er steht draußen. Das alles ist unwirklich und zugleich erschreckend real. Die Füße wollen wegrennen, kleben jedoch am Boden. Im Kopf prallt ein einziger Satz zwischen den Gehirnwindungen hin und her wie eine Silberkugel im Indiana-Jones-Flipper ...

«Hast du gehört, Henny?»

Er starrt Alexa ausdruckslos an, die Spitze seines orange-farbenen Krawattenstirnbands baumelt über ein Ohr hinab. Er denkt, er sieht wahrscheinlich aus wie Häuptling Fassungsloser Hornochse. Und das tut er auch. Stalin schleicht heran, blinzelt boshaft zu ihm hinauf. Dieser Anblick reißt ihn aus seiner Erstarrung.

Die Stinkekatze hieß eigentlich Talina, aber da sie in Hennys Augen ein fieses, brutales Diktatorenschwein war, fand er Stalin ungeachtet des Geschlechts passender. Doch dieses Mal ließ nicht die Katze sein Herz so heftig schlagen, dass er es gegen das Notizbuch in seiner Sakkotasche wummern spürte. Diesmal war es Stalins Frauchen.

«Henny! Ich bin schwanger. Und –»

– und in diesem Augenblick trat Henny Hinkelberch aus seinem Körper. Wie ein Astralreisender beobachtete er sich selbst, während er einen Schritt zurückwich und gleichzeitig die Tür vor Alexas Nasenspitze ins Schloss zog. Er sah sich dabei zu, wie er kehrtmachte und das tat, was Tausende Männer in so einem Moment denken, aber niemals in die Tat umsetzen: Er rannte weg. Aus dem Haus, aus der Stadt, aus dem Land.

Henny Hinkelberch verpisste sich.